

# Fernwirkung

Autor(en): **Azorin / Kasser, Irene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 8

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665744>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Lebensgenuß.

Noch kehrt in mir der süße Frühling wieder,  
 Noch altert nicht mein kindisch fröhlich Herz.  
 Noch rinnt vom Auge mir der Tau der Liebe nieder,  
 Noch lebt in mir der Hoffnung Lust und Schmerz.

Noch tröstet mich mit süßer Augenweide  
 Der blaue Himmel und die grüne Flur, [Freude,  
 Noch reicht die Göttliche den Taumelkelch der  
 Die jugendliche, freundliche Natur.

Getrost! Es ist der Schmerzen wert, dies Leben,  
 So lang uns Armen Gottes Sonne scheint  
 Und Bilder besserer Zeit um untre Seelen schweben,  
 Und ach! mit uns ein treues Auge weint.

J. C. F. Hölderlin.

## Fernwirkung.

Von Azorin. (Aus dem Spanischen übersetzt von Irene Kazer.)

Nach wenigen, glücklichen Ehewochen war Maria zur schwer erkrankten Mutter nach einem kleinen Orte nächst Toledo heimberufen worden. Für Pedro Caspio, ihren Gatten, der Gründe hatte, seine Heimat zu meiden, bedeutete diese unerwartete, unvermeidliche Trennung einen harten Schlag. Er mußte sich dem unerbittlichen Zwang wohl fügen, aber nur die Hoffnung auf Marias baldige Wiederkehr ließ ihn ihre Abwesenheit einigermaßen ertragen. Das ging so lange die wenn auch spärlich und unregelmäßig eintreffenden Nachrichten von Maria ihm einen Rückhalt gaben; denn noch so knapp, ein Wort des Trostes, der Aufrichtung erhielten sie immer. Sie war tapferer als er. Seitdem aber Woche um Woche verstrich, ohne daß eine Zeile von der geliebten Frau eintraf, war es um Pedros seelisches Gleichgewicht geschehen.

Seine Karten, Briefe und Radiogramme blieben nunmehr unbeantwortet, so daß die Qual der Ungewißheit über den Verbleib Marias noch gesteigert wurde durch die qualvolle Ungewißheit, ob Maria seine Nachrichten erhielt oder ob auch sie unter dem unerträglichen Zustand des Nichtwissens um den anderen litt.

Alle Schritte, durch Vermittlung einflußreicher Persönlichkeiten von Konsulaten und Gesandtschaften etwas über Maria in Erfahrung zu bringen, waren ergebnislos geblieben. So lange noch ein Weg gangbar schien, hielt Pedro sich gewaltsam aufrecht; nun aber alle Möglichkeiten, eine Verbindung mit Maria herzustellen, erschöpft waren, brach er zusammen.

Er lebte in Paris einsamer als im entlegensten Bergsdorf; er mied seine Landsleute und übrigen Bekannten; seine wissenschaftlichen Arbeiten hatte er, unfähig zur nötigen Konzentration, längst eingestellt.

Er war von einem einzigen Gedanken, einer einzigen Sehnsucht erfüllt — Maria! Zwischen Hoffnungslosigkeit und Neuaufflackern von Hoffnung schwankend, klammerte er sich in Erinnerung an jedes Wort, jede Geste, die ihm an Maria lieb gewesen.

In einer Art Besessenheit beschwor er Gewesenes herauf, daß er zuweilen das Gefühl hatte, sie sei an seiner Seite; er brauche nur die Hand zu heben, um sie zu berühren. Dann schloß er die Augen, hielt den Atem an, um den Zauber nicht zu verscheuchen. Einem kurzen Augenblick eingebildeten Glücks folgte der abgrundtiefe Sturz aus der Entrücktheit in die rohe Wirklichkeit. Er war ein Opfer seiner Phantasie gewesen.

Seine Hilflosigkeit gegenüber derartigen Trugbildern erfüllte ihn mit Grauen. Das war mehr kein von bewußtem Willen gelenktes Leben, das war ein Pendeln zwischen Wachtraum, Sinnes-täuschung und Erschöpfung.

Er verfiel auch körperlich, da er kaum etwas Nahrung zu sich nahm. Das Ausschalten jeder geistigen Tätigkeit, die freiwillige Klausur und Kasteiung übersteigerten seine Empfindsamkeit krankhaft. Belanglosen Begebenheiten und Zwischenfällen, über die jeder andere und einst er selbst, zur Tagesordnung übergegangen wäre, maß er jetzt gigantische, schicksalhafte Bedeutung zu; sie verursachten ihm geradezu körperlichen Schmerz.

Als er einmal in seinem Hotelzimmer saß, sah er, daß durch einen Spalt zwischen Tür und Türschwelle ein Briefumschlag hereingeschoben wurde. Pedro bebte am ganzen Körper, seine Pulse flogen, er erhob sich mühsam und wankte auf den weißen Fleck zu, der sich grell vom dunkeln Läufer abhob. Er kniete davor nieder. Eine Nachricht von Maria konnte er nicht anders als in Demut

empfangen. Er faltete die Hände — nur einen Augenblick —, dann schleuderte er, rasend vor Schmerz, eine dieser lästigen Drucksachen, wie sie jedem von uns bis zum Überdruß ins Haus fliegen, in die nächste Ecke. Ein Coiffeur bot den geehrten Kunden seine Dienste an.

Seither konnte er stundenlang, wie von einem Magnet angezogen, nach der Türe starren, sein Blick haftete gebannt an der Stelle, zwischen Tür und Schwelle, es konnte ja doch einmal geschehen, daß ein Brief von Maria diesen Weg nahm.

Dann riß er sich noch einmal zusammen. Was würde Maria sagen, wenn sie ihn so sähe, schlapp, kraftlos, unmännlich! Ihr zuliebe wollte er den Kontakt mit der Umwelt wieder aufnehmen, nicht durch Geselligkeit, sondern durch gewaltsames Losreißen von dem, wie er selber fühlte, gefährlichen Einspinnen in seine Wahngelüste und Sehnsucht.

Er ging in den Louvre, da wußte er Bescheid; er war kein seltener Gast dort. Den strahlenden, prunkvollen — wie ihm jetzt schien — Lebens- und Sinnengenuß verkörpernden Gemälden wich er aus. Zu den vergeistigten Meisterwerken eines Rembrandt, eines Van Dick zog es ihn. Vor diesen erlebte er genießerisch Zug um Zug in einem Menschenantlitz, jeden Faltenwurf, jedes Spitzendetail an einem Gewande, den tiefen dunkeln Farbenton. Zwei köstliche Stunden Versunkenheit und Vergessen hatte er verbracht.

Nun trat er durch das Portal ins Freie. Grau war die Welt. Der weite Platz erschien im Nebeldunst grenzenlos. Gegenstände, Gestalten — schattenhafte Silhouetten — ahnte man mehr, als man sie sah. Deutlich war nur das greifbar nahe, ein Spatz, der um seine Füße hüpfte und zu ihm auffah. Liebevoll blickte Pedro auf das kleine zutrauliche Tier, das ihm folgte und etwas von ihm zu erwarten schien. Offensichtlich an Gefütterterwerden gewöhnt, forderte es die üblichen Brotkrumen oder Futterkörner. Pedro betrüßte es, daß er die Erwartung des Vögelchens nicht erfüllen konnte, und bekümmert dachte er: „Ich werde es nie wieder sehen,“ als handle es sich um den Abschied von einem Freunde.

Tags darauf, in einer Haltestelle der Untergrundbahn, auf seinen Zug wartend, beobachtete er einen kleinen Jungen, der vor einem Bonbonautomaten seine Mutter anhielt und lebhaft auf sie einsprach. Sie nickte und suchte in ihrer Börse nach dem vorgeschriebenen Geldstück, das sie scheinbar nicht fand. Man hörte das Brausen

des herannahenden Zuges. Der Junge horchte angespannt und verfolgte ängstlich die nervöse Bewegung der Finger, da warf Pedro rasch die entsprechende Münze in den Schlitz des Apparates und forderte mit einer Handbewegung das Kind auf, die herausgefallene Schokolade zu nehmen. Mit einem Freudenruf griff der Junge danach und erreichte im Eilschritt mit der Mutter gerade noch den eben wieder ausfahrenden Zug. Zwei winkende Hände, ein strahlendes Kinder Gesicht, ein herzliches „Merci monsieur“ der jungen Frau, dankte Pedro für die erwiesene Freundlichkeit. Und wieder die unerklärliche Traurigkeit: „Ich werde die beiden nie wiedersehen.“

Am folgenden Tage führte ihn sein Weg in die Nähe des Bahnhofes St. Lazare. Er geriet in einen Menschenstrom, ein Fernzug schien gerade angekommen. Einem der an Pedro vorüberhastenden Reisenden entglitt ein kleiner Gegenstand, Pedro hob ihn auf und hatte Mühe, in dem Gewühle an den Verlustträger heranzukommen. Es war ein junger Mensch mit hübschen Zügen. Als Pedro ihm den Fund, ein Etui, überreichte, ging es wie ein Leuchten über das Gesicht des jungen Mannes; er dankte mit einem Wortschwall, gleichzeitig öffnete er das Etui und sagte, das darin befindliche Bild Pedro hinhaltend, „c'est ma fiancée“. Es lag so viel Freimütigkeit in dieser Bewegung und Erklärung, daß Pedro sich zu dem Fremden hingezogen fühlte, wie zu einem vertrauten Freunde. Und als sie sich mit einem Händedruck trennten, war Pedro nahe daran — zum dritten Male — mit Bangigkeit festzustellen: „Ich werde ihn nie wiedersehen.“ Aber ehe Pedro diesen Gedanken zu Ende gedacht, kam ihm mit einer Erschütterung, als ob die ganze Erde bebte, die Erkenntnis, nicht „es“, nicht „die beiden“, nicht „ihn“, sondern sie, sie, sie, Maria würde er nie mehr sehen. Er mußte an sich halten, um nicht laut herauszuschreien vor Schmerz. Nur fort, fort aus dem Gewühl froher, lachender Menschen. Wie von einer Meute gehekt, von Furien gejagt, erreichte er sein Hotel, taumelte auf sein Zimmer und fiel auf das Bett. Stunde um Stunde lag Pedro regungslos, mit geschlossenen Augen, angekleidet da, wie er bei seiner Heimkehr auf sein Lager hingefunken. Schlag sieben Uhr dreißig, der Stunde, zu der er aufzustehen pflegte, kam etwas Leben in seine fahlen Züge. Ihm war, als striche ein leiser Hauch über seine Stirn, als fühle er



Märztag (1938).

Nach einem Gemälde von St. Marger.

einen leichten Druck, wie von zwei weichen Lippen auf seiner Wange. Da umspielte ein mattes Lächeln seinen bleichen Mund.

\*

Dr. Lozano in Toledo hielt einen umfangreichen Brief, von länglichem Format, in seinen Händen, über und über mit Post- und anderen amtlichen Vermerken versehen, ein Beweis, daß er nicht auf kürzestem Wege in seinen Besitz gelangt. Er öffnete den Umschlag, der, wie sich erwies, nur ein Decklüber gewesen, das den eigentlichen Inhalt einschloß. Mit tiefer Bewegung erkannte Dr. Lozano auf dem noch geschlossenen Umschlag, die charakteristische Handschrift Pedro Carpios: — Zu spät! — murmelte er.

Erst nach einiger Sammlung bemerkte er, daß dieselben Schriftzüge, kaum leserlich, auf der Rückseite vermerkten: „Nach meinem Tode, meinem einstigen Schulkameraden, Studiengenossen und einzigen Freunde zu übergeben.“

Dr. Lozano blätterte in Pedros Taschenbuch. Die ersten Seiten enthielten gleichgültige Notizen, geschäftliche Aufzeichnungen, Verabredungen usw. Erst die letzten Blätter enthielten den

Bericht über die drei Erlebnisse, die wir schon kennen, mit genauer Angabe des Tages und der Stunde und schließlich das Erlebnis des vierten Tages um präzise 7 Uhr 30, und schloß mit den Worten — mit versagender Hand geschrieben: „Maria ruft, ich komme!“

Dr. Lozano, ein Mann der exakten Wissenschaft, hatte nichts übrig für Okkultismus. Jetzt senkte er den Kopf über das Notizbuch, das für ihn ein unlösbares Rätsel enthielt. An den von Pedro mit genauen Daten bezeichneten Tagen, saß er, Dr. Lozano, am Bette Marias, um ihr in den nur mehr selten auftretenden klaren Augenblicken nahe zu sein. Diese wenigen lichten Momente deckten sich auf die Sekunde genau mit den von Pedro angegebenen Abschiedsstimmungen. An dem Morgen präzise 7 Uhr 30, als Pedro Marias Ruß empfing, hauchte Maria, mit dem Namen Pedros auf den Lippen, ihr Leben aus.

Dr. Lozano preßte das kleine Buch, das Pedros letzte Lebensbeichte enthielt, zwischen seine Hände und betete: Möge euch der Friede, der euch in den letzten Lebenswochen versagt war, im Tode zuteil werden...

## Der Flic.

Von Josef de Besquidoux.

Der Flic ist ein Hund. Er gehört Johann Parins, dem Pächter. Er hat auf dem Gute immer alles gehütet, die Tiere, die laufen und jene, die fliegen, die Gärten und die Felder und, als sie noch klein waren, auch die Kinder. Jeder im Orte, in dem er bekannt ist, nennt ihn „den Flic“, sowie man von einem Menschen „der Johann“ oder „der Franz“ sagt. Es ist eine Ehrenbezeugung, die man seiner Intelligenz und seiner Treue zollt, die beide seit langem anerkannt sind. Denn er ist sehr alt. Jetzt ist er taub, halb blind und hat keine Zähne, er ist fast ganz lahm und kann sich an kalten Tagen kaum ans Feuer schleppen. Man will ihn rasch töten, ohne daß er viel leide. Auf dem Lande wünschen die Tiere und die alten Leute, selbst aufzuhören, wenn sie sich unnütz fühlen. Ihn töten, aber wann? Sein Herr, der auch schon alt ist, zögert von Tag zu Tag, er sitzt vor der Türe auf der Holzbank, der Hund liegt ihm zu Füßen und der alte Mann denkt an den Gefährten, den man opfern sollte, und er geht im Geiste die Geschichte dieses treuen, anhänglichen Geschöpfes durch, das sich bei ihm zu Schanden gearbeitet hat. Jetzt sind es vierzehn

Jahre, daß der Flic von einer Hündin geboren wurde, die beim ersten Schneefall hergekommen war, um mit ihrer Schafherde hier zu überwintern. Es war im Frühjahr vor Ostern gewesen. Da kam der Flic mit dem ersten Lämmchen der Herde gleichzeitig zur Welt. Der Pächter kaufte die beiden Tiere. Das Schicksal des Lämmchens war kurz. Der Hund war einem langen Leben bestimmt. Sohn einer Rasse von Vorfahren, die an jeden Dienst gewöhnt waren, selbst, wenn es not tat, einen Bären angreifen mußten, hatte auch er ein ruhiges, entschlossenes Temperament, eine Intelligenz, die allen Eindrücken offen war, ein Gedächtnis und eine Beobachtungsgabe wie ein kluger Mensch, und ein Pflichtgefühl wie wenige Menschen. Was sein Aussehen betrifft, so hatte er scharf gebogene Krallen und ein Fell wie ein Schaf. Er war untersekt und stand auf starken Beinen, hatte scharfblickende Zähne im halboffenen Maul und über dem Körper eine Art von langem, reichem, wolligem Mantel, der ihn ganz bedeckte bis zu seinen roten glühenden Augen und bis über seine platte, sich immer bewegende Nase.